

# Sonntagsruhe

Unterhaltungsbeilage zum Teltower Kreisblatt

Nr. 4

Sonnabend, den 28. Januar

1933

## Das Herrenhaus

Von F. Schröghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Wir saßen in ernster Runde und gaben selbsterlebte Fälle von Vorahnungen und Wahrträumen zum Besten, die uns das Walten einer höheren Welt mit aller Deutlichkeit vor Augen rückten. Zum Schlusse meldete sich auch unser Gastgeber zum Wort, dieweil uns seine fürsorgliche Gattin von neuem die Gläser füllte. Das trauliche Dämmerdunkel der Sommerlaube im Garten des Gutshauses gab den Worten des Erzählers die rechte Weisestimmung.

Ich habe Dinge, wie sie hier glaubhaft gemacht wurden, nie für möglich gehalten, bis ich selbst einen Fall erlebte, der mir ebenfalls zu denken gab und immer noch zu denken gibt, obschon die Erfüllung längst eingetreten ist. Aber das Letzte, den Schleier des Geheimnisses, der über diesem Geschehen liegt, vermag ich nicht zu lüften. Hier kann man nur raten und mutmaßen. Aber ist es denn nötig, daß von jedem Geheimnis der Samthand der Unberührtheit gewischt wird wie von einer reifen Pflirsichfrucht? Lassen wir dieses Letzte den hohen Geistern, die bei solchen Erlebnissen in unsere Alltagswelt ihre Zeichen funken, und begnügen wir uns mit dem, was sie uns sinnfällig und handgreiflich weisen. Das Weitere, was darüber liegt, werden wir nie erforschen und sollen es auch nicht.

Mein Wahrtraumerlebnis fällt in eine Zeit, in der ich es am wenigsten vermutet hätte. Es war bei Kriegsausbruch 1914. Alle Sinne waren aufgewühlt. Ich hatte eben erst das Gut übernommen und wollte in jenen Tagen auf Brautwerbung gehen, aber ich mußte ungesäumt ins Feld. Die paar Tage vor dem Ausmarsch hatten wir noch Unterkunft auf einem Landgut in der Nähe der Stadt. Ich darf verraten, daß ich eben auf diesem Landgut meine Gattin kennenlernte. Die Brautfahrt also blieb mir erspart, wenn ich nur erst den Krieg glücklich überstand. Wer hätte denn damals auch gedacht, daß er über vier Jahre dauern sollte? Wir rechneten höchstens bis Weihnachten, dann wollten wir uns öffentlich verloben und im Frühjahr darauf den Bund fürs Leben schließen. Es war ja eine Liebe, ein Verstehen, ein Wissen von innerster Verbundenheit auf den ersten Blick, wie man so sagt, und solch ein Seelenfitt überdauert alle Kriege und Krisen. So was hält in alle Ewigkeit hinein.

Und da, in solcher Stimmung, hatte ich in der letzten Nacht vor dem Ausmarsch folgendes Traumerlebnis: Ein junger Mensch in fremder, fast mittelalterlicher Kleidung führt mich auf verwachsenen Wegen durch einen schier endlosen Wald. Mannshohe Farne wuchern um uns her, milde Bienen summen, Niesensämme, von Stürmen gefüllt, modern in Waldesgründen. Nach meilenweiter Wanderung kommen wir endlich auf eine Lichtung mit Weiden und Wiesenmatten, an deren Rändern eine Waldherde glöckelt. Es ist das verlorenste Waldeiland, das man sich denken kann. Ein Forellenbach schlängelt sich durch die fastgrünen Gründe, die der unermessliche Wald umhegt. Wir schreiten auf schmalem Weidenpfade wortlos dahin, bis wir am Ende der Lichtung vor ein altes, verfallenes Haus kommen, das einst bessere Zeiten gesehen haben mag. Denn in seiner breiten Anlage, mit den ansehnlichen Fenstern und dem hohen Giebel macht es ganz den Eindruck eines Herrenhauses aus früherer Zeit, da man noch stilgerecht gotisch baute. Ich wunderte mich nur, was ein Herrenhaus in solcher Oede sollte. Hat ein menschen scheuer Sonderling hier gesiedelt oder war der alte Bau das Jagdschloß eines gefürsteten

Herrn? Während ich so meinen Gedanken nachging, stand mein Traumbegleiter sinnend vor der Türschwelle und wies mit beiden Händen wie beschwörend auf den Treppenstein, der aus einer einzigen Granitplatte bestand. Unter diesem Beschwörungszwang hob sich die Steinplatte vor der Türschwelle frei in die Luft. Darunter war in einer gemauerten Nische ein Metallkästchen sichtbar, dessen Deckel sich auf-tat und eine Fülle der erlesensten Perlen zum Vorschein brachte.

Ich klatschte vor Bewunderung und Vergnügen in die Hände und hatte nur den einen Wunsch im Traum, diesen Perlenhort zu heben und meiner eben gewonnenen, heimlichen Braut zu schenken.

Da nickte mein sonderbarer Traumbegleiter, als wollte er sagen: Ja, tue das! Die Perlen sind dein. Schmücke damit dein Erdenliebste. Dann tat sich der Deckel über dem Perlenkästchen wieder zu, der schwere Treppenstein senkte sich nieder, das Traumbild war porbei.

Am nächsten Morgen zogen wir ins Feld. In den kommenden furchtbaren Eindrücken im Felde hatte ich das Traumerlebnis bald vergessen. Es war mir so gänzlich aus dem Gedächtnis verschwunden, als hätte ich es überhaupt nie geträumt.

Im letzten Kriegsjahr wurde ich schwer verwundet und als weiterhin kriegsuntauglich entlassen. So konnte ich mich endlich der Bewirtschaftung meines Gutes hingeben und mein Bräutlein heimholen. In jener Zeit fing ich an, Familienforschung zu treiben und den Spuren meiner Vorfäter nachzugehen. In alten Urkunden und Pfarrbüchern fand ich die gewünschten Angaben und Unterlagen. Besonders interessierte mich ein Zweig meines Stammes, die als Herren einer seit Jahrhunderten aufgelassenen Glashütte im tiefsten Böhmerwalde hausten. Anlässlich unserer Hochzeitsreise, die uns in die zauberische Stille und erhabene Welt-abgeschiedenheit dieses schönsten deutschen Waldgebirges führte, gedachten wir auch die Stätte aufzusuchen, an der vor Jahrhunderten die verschollenen Sproßlinge meines Geschlechtes geweiht und gewerkt hatten. Aber auch jetzt dachte ich noch nicht an das Traumerlebnis von damals.

Die Dertlichkeit war mir aus Urkunden und Karten bekannt. Aber da sie von der Waldstraße soweit abgelegen war, mußten wir sie zu Fuß machen. Auf schlechten, verwahrlosten Waldwegen mühten wir uns meilenweit durch die unermesslichen Forste, die uns urwaldmächtig umgeister-ten. Selten brach sich ein Sonnenstrahl Bahn durch das festgeschlossene Wipfelmeer. Nach mühseliger, stundenweiter Wanderung kamen wir endlich auf die Lichtung, die in den Urkunden und Karten der alten Zeit als „Hütte in der Oed“ eingetragen war.

Eine liebliche Lichtung lag vor uns. Herdenglocken bimmelten auf den grünen Weidematten, ein Forellenbächlein schlängelte sich durch die Mitte der Wiesengründe, ein schmaler Fußpfad leitete durch launige Gräser zum grauen, verfallenen Herrenhause, das auf der anderen Waldseite im Schatten alter Ahorne und verwildeter Obstbäume den Traum der Vergangenheit träumte.

Erst bei diesem Anblicke kam mir ein schwaches Erinnern an den Traum, den ich fünf Jahre vorher hatte. Zwischen Traum und Wirklichkeit lag das grauenhafte Erlebnis des Weltkrieges. Aber je länger ich die Lichtung, die Waldherde, das Herrenhaus und den schweigenden Kranz

der unermesslichen Urwälder sah, desto bekannter kamen sie mir vor. Hier bist du schon einmal gewesen, sagte mir eine innere Stimme mit unabwiesbarer Eindringlichkeit, obwohl ich genau wußte, daß ich diese weltverlorene Stätte lebendigen Leibes noch nie betreten hatte.

Erst als ich vor dem breiten Bau, dem hohen Giebel und der einzigen Steinstufe des Herrenhauses stand, war das Traumerlebnis mit voller Frische in mir erwacht. Traum und Wirklichkeit schlossen sich zur Einheit des Erlebens zusammen. Es war das nämliche Bild, das ich hier mit leiblichen Augen schaute.

Ich war so betroffen, daß ich lange Zeit die Sprache nicht finden konnte.

Erst auf die Frage meiner jungen Frau, was mir denn wäre, fand ich den Weg in die Wirklichkeit zurück.

Wenn Träume keine Schäume sind, war meine Antwort, dann wirst du in wenigen Sekunden den köstlichsten Perleneschatz der Welt dein eigen nennen.

Ich erzählte ihr in kurzen Umrissen mein Traumerlebnis in ihrem Elternhause kurz vor dem Ausmarsch ins Feld. Mit einem Baumstümmchen, das in der Nähe lag, zwängte ich die Steinplatte vor der Türschwelle hoch, schob Steine darunter, daß sie nicht zurückfiel und hob wahrhaftig das verrostete Metallkästchen, das ich im Traum gesehen hatte, aus der gemauerten Nische im Erdreich.

„Sieh nun selbst, ob Träume Schäume sind oder mehr“, ermutigte ich mein junges Weib.

Langsam, zaghaft hob sie den rostigen Deckel des Kästchens hoch und tat einen Schrei des Entzückens. Eine Fülle der edelsten Perlen schimmerten mit ihrem matten, milchigen Schein aus der Tiefe des Behälters — ein Brautgeschenk, wie es willkommener nicht gedacht werden konnte.

Damit hat das Traumerlebnis seine volle Bestätigung gefunden.

Mit einem heimlichen Herzensdank an den längst verewigten Better aus ferner Vorzeit, der wohl damals mein Traumbegleiter gewesen, und mir den Schatz gewiesen hatte, verließen wir die Waldlichtung mit dem verfallenen Herrenhaus, das ihm Heimat gewesen war.

Ich will weiter an der Sache nicht raten und deuten, aber der Schatz ist da als Beweis, daß es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, von denen sich die meisten Menschen keine Vorstellung machen. Wer es aber erlebt hat, wie ich, der grübelt nicht lang, sondern glaubt, weil er glauben muß.

Gewiß hat mir der Better aus dem Herrenhause mit dem Schatz eine Freude machen wollen, der jahrhundertlang, seit dem Dreißigjährigen Kriege, in dem die Glashütte in der Ned nachweislich verfiel, unter der Steinplatte vor der Türschwelle sicher versteckt war. Denn sonst hätten ihn die Schweden, die damals grimmig in jenen Waldgebieten hausten, gewiß an sich gebracht.

So aber konnte ich meinem liebsten Bräutlein ein Hochzeitgeschenk machen, das uns beide immerdar beglücken wird.

Die Gattin des Gastgebers hatte das Kästchen mit den Perlen inzwischen auf den Tisch gestellt. Zauberisch glömm ihr milder Schein in das Dämmerlicht der Sommerlaube, als spielte eine Geisterhand darin im Erinnern verschollener Zeiten im alten Herrenhause in der Ned.

## Der letzte Höhlenbär

Eine lustige Geschichte aus dem bayerischen Süden  
von Christa Rogner

Dimpfbsch, ein lieblicher kleiner Ort im lieblichen Bayernland, war eines Tages drauß und dran, im besten Sinne von sich reden zu machen. Nicht etwa, daß eine „Miß Univerzum“ aus den Dorfschönheiten hervorgegangen wäre oder sonst eine kulturelle Großtat die Welt aufhorchen ließ auf dieses kleine Dimpfbsch — oh nein! Es war etwas viel Interessanteres, etwas, das die kühnsten Erwartungen eines Forschers übertraf: man war dem letzten, aber auch allerletzten bayerischen Höhlenbären auf die Spur gekommen. Und das kam so:

Am Stammtisch des Oberwirts, wo sozusagen der intellektuelle Puls Dimpfbschs schlägt, saßen eines Abends es war gerade die Zeit des Dämmerjuppens — die Honoratioren des Ortes versammelt: der Bürgermeister, der Lehrer, der Förster, der Schandarm (Landjäger) und

der Rainzenbauer. Und da der Oberwirt gerade seinen Spendiertag hatte, schickte er seinen dienstbaren Geist, namens Kathi, in den Keller, um seinen Gästen eine Kostprobe von dem neuen „Tiroler Roten“ vorzusetzen. „Spiz'n werns, meine Herrn, spiz'n, was dös für a Weinerl is“, prahlte er, „is a wirkliche Ueberraschung dös Weinerl.“

Die Kathi nahm das Kerzenlicht, zündete es an und verschwand. Aber kaum eine Minute später erschien sie mit allen Zeichen von Erregung wieder im Gastzimmer. Kreidebleich war ihr Gesicht und alles an ihr schlotterte. „Aus is, aus is“, schrie sie, „i hab' an Teifi gsegn! Beim Weinschluck er drunt!“

Die Anwesenden ließen sich zunächst nicht aus der Ruhe bringen. Nur der Wirt raffte sich zu einigen Superlativen auf: „Was? An Teifi willst gsegn ham, du tappigs Frauenzimmer? Am helllichten Tag fanga d' Weiberleut jetzt scho z' spinna o. Was sagst du, Rainzenbauer, hab i recht oder nôt?“

Der Rainzenbauer, ein Philosoph seines Stammes, nickte ein paar mal bedächtig mit dem Kopf und sagte schließlich: „Am g'scheidstn is, Wirt, du schaugst selm nach'm Teifi. Und wennst 'n findst, na, bringst 'n rauf.“

Da die Kathi noch immer leichenblau war und ganz so aussah, als ob sie ihren letzten Seufzer tun wollte, erhob sich der Wirt und stapfte mit dem Kerzenlicht in der Hand in den Keller hinunter. Es dauerte indes nicht lange, als auch er wieder im Türrahmen erschien, auf die Ofenbank zuwannte und mit zitternden Händen zum Maßtrug griff.

„Hats di jetzt a opackt, Wirt?“ neckte ihn der Lehrer. Aber als er den Wirt sah, der wie geistesabwesend vor sich hinstarrte, war ihm doch nicht mehr recht geheuer zumute.

„Brauchts nôt spottn, Leut“, hub der Wirt an, „sowas hab i no net erlebt, seit i Oberwirt hoab. A Bär hoakt drunt in mein Keller, a mordstrumm Kerl. Mugn hat er als wia zwoa glühende Kohln . . . o'ghaut hat mit dös Vieh, als wenns mi hypnotisieren wollt . . . ganz derlemma bin i.“

„Was! A Bär hoakt in dein Keller?“ rief da die Stammtischrunde vereint.

„Jawoll, a Bär is.“

„Dös wird halt der letzte Höhlnbär sei, hinter dem die Forscher her san“, bozierte der Lehrer. „Wundern tuats mi net, Wirt, daß der in dein Keller kimmt. schaut ja so grad aus als wia a Höhln.“

„A was, auslemma wird er halt sei, der Bär“, tröstete der Bürgermeister.

„So wirds sei, auslemma is er, der Bär“, pflichtet der Schandarm bei. Die erregte Debatte fand dadurch ihren Abschluß, daß man sich entschloß, dem Bären zu Leibe zu rücken. Gar bald hatten sich die beherzten Männer wehrhaft gemacht. Der Wirt mit dem Bierschlegel, der Lehrer mit dem Küchenmesser, der Schandarm mit gezogenem Säbel, der Bürgermeister mit der Mistgabel, allen voran aber der Förster mit schußbereitem Gewehr, neben ihm der Rainzenbauer mit dem Kerzenlicht.

Leise bewegte sich der kleine Trupp die Kellerstiege hinab. Richtig! Da funkelten sie ja, die unheimlichen Augen, feurig und in drohender Abwehr waren sie auf die paar Menschlein gerichtet, die es wagten, ihn, den Bären, das Urbild der Kraft, in seiner Behausung zu stören.

Da krachten auch schon einige Schüsse. Bier wohlgezielte Schüsse aus dem Gewehr des Försters . . . Dampfer Widerhall erschütterte das Kellergewölbe, hüllte es momentan in Pulverdampf. Von der Ecke aber, wo der Eindringling lag, kam ein grimmiges Fauchen und Pfauen, ein nie gehörtes Seufzen. Voller Treffer! Gleich darauf herrschte Grabesstille. Die zwei unheimlichen Augen waren für immer erloschen — der Bär tot. Im Schein der Kerze sah man ein rotes Bächlein rieseln . . .

Die tapferen Männer atmeten erleichtert auf. „Der tuat uns nix mehr!“



„Holts an Flaschenzug!“ befahl der Wirt.

„Und an Strick!“ kommandierte der Förster.

„Und a Latern!“ ergänzte der Rainznbauer.

Bald war alles zur Stelle: Flaschenzug und Strick zum Abtransport des Bären, und gleich drei Laternen.

„Rührt er si nimmer?“ erkundigte sich mißtrauisch die Kathl.

„Na, na, trau dir no her, Kathl, der is gewiß hil“ tröstete der Wirt.

Und da kam denn der große Augenblick, in dem der Höhlenbär entbtedt wurde. Drei Laternen leuchteten in die Gasse, von wo das Blutbüchlein rieselte . . . und siehe da! In jener Gasse lag — und nun muß ich das Geheimnis Dimpfbauchs künden — in jener Gasse lag zwar kein weibwunder Bär, sondern . . . zwei Fahrräder standen dort mit zerfahrenen Gummischläuchen, von denen das Fauchen gekommen war, und die zwei unheimlichen Augen erwiefen sich als die harmlosen Pupillen der roten Rückstrahler an den Hinterrädern. Das Bärenblut indes tropfte, wie der Wirt zu seinem größten Leidwesen feststellen mußte, noch immer aus dem angeschossenen Rotweinsaf.

Zu dieser ruhmreichen Tat, die in den Annalen Dimpfbauchs wohl unvergessen bleiben wird, ist nichts weiter zu sagen, als daß der Förster in einem der zerfahrenen Räder sein eigenes gestohlenes Behältnis erkannte, das ein besonders intelligenter Dieb im Keller des Oberwirts versteckt hatte, als er die Polizei auf seinen Fersen wußte, und das er abzuholen gedachte, sobald die Luft rein war.

Ferner ist noch zu sagen, daß die Kathl seitdem fürchtlos geworden ist wie die Jungfrau von Orleans und daß sie sogar den „Teufel“ nicht mehr fürchtet, selbst wenn er auf Stelzen daherkommt.

## Zwei um Renate

Skizze von Otto Boettger-Seni.

Schweigend saßen sich die Freunde gegenüber, als der Kellner die zweite Flasche Cafeter Doktor auftrug. Leise, gläsern klorte das Eis im Kühler. Unruhe brannte in den Augen Dr. Hellwigs.

„Teufel noch eins, also — ja, was du nicht sagst — die kleine fromme Renate Ulrich — oder Hubrich, oder, na, jedenfalls so ähnlich — die kleine, zarte Renate und jetzt — Menschenkind, du hast dich sicher geirrt. Das kann ich mir einfach nicht denken. Oder? — Aber mit solchen Dingen scherzt man doch nicht.“

„Ich wäre der Letzte, der dies tätel!“ Walter Schmidt schaute seinem Gegenüber ernst in das erregte Gesicht. Der Ausdruck in seinen Augen ließ den Freund verlegen hastig nach der vollen Flasche greifen.

„Trinke doch endlich einmal aus, Walter.“

„Ich möchte einen Augenblick pausieren, danke. Bediene dich nur selbst.“ Er besann sich, ehe er zögernd begann:

„Du hast von jeher ein schlechtes Namensgedächtnis gehabt, Fritz, vor allem für Frauennamen. Renate war damals, als ich sie kennenlernte, deine Sekretärin. Du wirst es sicher seinerzeit nicht bemerkt haben, daß ich mich für sie interessierte, ja, mehr — doch, das hat mit dem, was ich dir hier erzählen will, nichts zu tun. Gestern traf ich sie nun. Ihr Aussehen ließ mich ihr ganzes Cler.d sofort erkennen. Auch sie hatte mich sicher gesehen und erkannt, wandte sich aber fort, um nicht von mir angesprochen zu werden. Ich tat es aber doch, und als die erste Verlegenheit bei ihr vorüber, fing sie an, zu erzählen. Doch das kann ich mir hier in den Einzelheiten ersparen. Die alte Geschichte. Nachdem sie den Posten als deine Sekretärin damals so plötzlich aufgegeben hatte — den Grund hierfür sagte sie mir übrigens auch gestern nicht, scheint es mit ihr bergab gegangen zu sein. Mir unerklärlich, denn du hast mir doch selbst damals fest versichert, daß du deinem Prinzip, im Büro alle Liebesleien zu vermeiden, treu geblieben seiest. Nun kurz, sie hat dann mit ihren zwanzig Jahren dem ersten besten vertraut, sah sich enttäuscht und ernüchtert. Kurz entschlossen machte sie Schluß, des Alleinseins entwöhnt, suchte und fand sie Ersatz, fühlte sich wieder enttäuscht, und seit einem halben Jahre . . .“

Walter Schmidt schweig einen Augenblick. Verformt schaute er in das gedämpfte Licht der Tischlampe.

„Uebrigens fragte sie nach dir und bat mich dann noch, dir nichts von dieser Begegnung zu erzählen. Ich weiß nicht, Fritz, aber hast du ihr damals wirklich nichts in den Kopf gesetzt? — Mein Gott, ich könnte es verstehen. Sie war hübsch, ist es übrigens auch heute noch, war aus guter Familie, wie man so zu sagen pflegt, wenn auch mittellos. Aber darauf brauchtest du ja nicht zu sehen. — Hast du ihr nicht vielleicht doch irgendwelche Hoffnungen gemacht?“

Herwig zögerte mit der Antwort. „Ich kann dir“, sagte er dann, „heute, wie auch damals, mein Manneswort geben, daß ich der Renate nichts — und dennoch —“, über sein schmales, feines, etwas müdes Gesicht huschte ein Schatten, „und dennoch“, er lachte hilflos, verlegen, — „Walter, ich glaube, ich werde alt und sentimental — Renate! Hör mal zu und urteile selbst. Als sie damals als Neunzehnjährige meine Sekretärin wurde, ließ sie mich trotz ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge völlig kalt. Sie war, wie man so sagt, nicht mein Geschmack. Ich muß allerdings zugeben, daß ich, weil mich ihre naive Verehrung halb amüsierte, halb, es ist ja eigentlich lächerlich — mir auch schmeichelte, klein wenig den Interessierten spielte. Und dann — dann — es mag nicht recht gewesen sein, aber mir machte es Spaß, in ihren Augen jene Abwehr zu wecken, eine Abwehr gegen jedes freie Wort über Mädchen, Frauen, über die Ehe. — du kennst doch meine Art. Ich machte mich vielleicht auch absichtlich schlechter als ich im Grunde war, um ihren Widerspruch zu wecken, um diese Anschwärmerie zu töten. Und als ich dann merkte, daß ich dadurch gerade das Gegenteile erreichte, da —“, er stockte. — „Heute, wo ich das von dir erfahre, fällt es mir wahrhaftig schwer, davon zu sprechen.“ Nur schlecht konnte er seine Erregung verbergen, als er sich weit über den Tisch beugte. — „Heute wird es mir bewußt, ich — habe — damals — doch von ihr Besitz genommen — nicht körperlich — gewiß nicht. Mit kleinen freien Bißleien fing es an, sie wehrte sich dagegen. Es hat einer längeren Zeit bedurft, ehe sie sich an diesen Ton gewöhnte. — Heute weiß ich es — Renate hatte mich lieb und hoffte, mich bessern zu können. Und statt dessen. —“ Hastig stürzte er sein Glas hinunter.

„In gewissenloser Spielerei habe ich etwas in ihr geweckt — die Sehnsucht nach dem Leben, nach dem Erleben. Und als sie dann diesen Weg einschlug, ließ ich sie allein gehen. Sie mochte wohl erfahren haben, daß ich in Kürze heiraten würde, kündigte ihre Stellung — ich war damals gerade auf Urlaub — und dann habe ich sie nie wieder gesehen. — Renate Ulrich! Ihr muß geholfen werden! — Wir müssen versuchen, sie aufzufinden. Sie muß wieder irgendeinen Posten kriegen. — Du mußt mir dabei helfen! Es muß etwas geschehen, und zwar schnell! Wir dürfen keine Zeit verlieren! Sonst —“

Woll Eifer blickte er auf und sah erst jetzt das feine abwehrende Lächeln im Gesicht des Freundes.

„Wir? — Du sprichst immer von dir mit. — Ja, glaubst du wirklich, daß in einem Menschen wie Renate ein halbes Jahr, trotz seiner Erlebnisse und Erfahrungen, auch den letzten Rest von Scham und Stolz erstickte? — Willst du ihr auch das noch antun, daß du jetzt als ihr großmütiger Retter aufzutreten versuchst? — Fritz, bei aller Freundschaft, du bleibst ein Stümper! Für einen Frauenkenner hast du dich immer gehalten und hast nicht einmal dieses kleine schlichte Mädchel verstanden. Vielleicht war sie auch zu rein für dich. — Laß nur, ich will nicht Moral pauken, ich habe es auch nicht immer allzu genau genommen. Aber eines habe ich doch nie über mein Gewissen gebracht: Sehnsucht zu wecken, wenn ich selbst mein Herz aus dem Spiel wußte. Du hast mich um mein Urteil gebeten, hier hast du es: du bist nicht wert, diesem Mädchen zu helfen. Wärfst du damals einem Augenblicksrausch erlegen, ich könnte es verstehen. Was du aber tatest, ist mir unverständlich, werde ich nie verstehen können, weil es sinnlos war.“

Er hatte sich bereits zum Gehen gewandt, als er noch einmal an den Tisch des Freundes trat.

„Wir bleiben die alten, Fritz, vielleicht gerade deswegen, aber unter einer Bedingung: Mein Büro darfst du nie wieder betreten, ich habe von morgen ab eine neue Mitarbeiterin, und die ist menschenscheu, weil sie zu viel mit dir und Menschen deinen Schlages zu tun hatte.“

# Grünende Saaten, heilige Erde!

Von Felicia de Witt, Berlin-Schöneberg.

Die Wege, die ich im Sommer wanderte, bliden mir fremd entgegen. Sie sind ernst geworden und haben ihre Winterkeit verloren. Im Frühling und Sommer waren sie neckisch. „Such' mich doch!“ lachte der Pfad, den ich auch heute wieder gehe. Er bog plötzlich um die Ecke, und damit ich ihn nicht sehen sollte, hatte er einen dichten, grünen Strauch vor sein Gesicht gestellt. Heute sieht er geradeaus und hat keine Lust zu scherzen. Der Strauch, mit dem er damals Verstecken spielte, ist kahl geworden und ebenso ernst wie er. Auch die lustigen Vögel sind nicht mehr da. Sie erheiterten die Wege, gemeinsam mit den Blumen. Besonders die Schwalben verstanden es, die immer dicht über der Erde dahinflogen und Zweisprache mit den Regen hielten. Alle sind sie ernster geworden, auch die Steine, die im Sommer im Gras gebettet lagen und an die sich Blumen schmiegten. Sie waren in jener Zeit niemals einsam. Bienen krochen auf ihnen herum und Ameisen und Käfer besuchten sie. Damals güteten sie mit dichten, lachenden Gesichtern aus dem Grase hervor, heute sind sie ernst. „Einsamkeit macht närrisch, manchmal verbittert sie sogar diejenigen, die zu ihr verurteilt wurden,“ sagt die Menschen. Von den Steinen kann man das nicht behaupten. Sie werden zu Philosophen durch die Einsamkeit, das ist alles. Denn sie guden alle in den Himmel, und Gottes Winde umwehen sie, dadurch bleiben sie lebensfrisch. Viele von ihnen liegen in der Wintersaat, in der grünen, grünen Saat! Diese fühlen am wenigsten, wie kalt der Winter ist. Sie hören vom Morgen bis zum Abend das leise Lied des jungen Getreides, diesen unendlich hoffnungsvollen Gesang.

Denn durch die Wintersaat spricht Gott zu allem Irdischen, was imstande ist, seine leise Stimme zu vernehmen.

„Hoffe!“ flüsterten auch mir die Halme entgegen. „Es gibt keinen Tod in der Natur, wir leben alle weiter. Die kahlen Bäume sind nicht gestorben, sie ruhen nur aus. In ihnen singt und klagt es von einem neuen Frühling. Durch uns tönt am lautesten das Lied der Hoffnung, Stimme mit ein in unseren Gesang, du Menschenkind!“ Freudig wanderte ich weiter, fast bei jedem Schritt wurde ich begrüßt. Der Sedenrofenstrauch hielt mich am Ärmel fest und flüsterte: „Warum willst du vorüber gehen, ohne mich zu begrüßen? Gefalle ich dir nicht mehr? Als ich blühte, ließt du mir schon von weitem jubelnd entgegen, weißt du es noch? Ich bin dir selber geblieben, Wanderer, bewahre mir deine Liebe!“

Der wilde Kirschaum streckte mir einen Ast entgegen wie einen Arm: „Salt! Nicht weiter!“ rief er, dabei sicherte er in sich hinein, oder war es nur das Rascheln der Zweige? „Wie wild du aussiehst!“ neckte ich ihn, „wo ist dein hübsches, grünes Kleid geblieben? Es stand dir so gut!“

Auch du bleibst nicht immer derselbe,“ entgegnete er mir, „auch du verlierst deine Loden und deine blühenden Wangen.“

„Alter Griesgram!“ schalt eine Stimme von unten. Es war der Ader, der eben gesprochen hatte. In dem herben Duft der umgeworfenen Erde sprach er zu mir: „Auch durch mich redet der Schöpfer zu dir, o, Mensch! Ich halte mein braunes Auge unverwandt dem Himmel entgegen gerichtet und werde Tag und Nacht durchweht vom Odem Gottes. Dadurch wird mir eine Kraft zuteil, die unüberwindlich ist. Ohne zu murren, lasse ich mich vom Pflug zerreißen und nehme freudig jeden Samen in mich auf. Ich schenke ihm von meiner Kraft, so daß er wächst, blüht und reift. Alles Irdische geht aus mir hervor, schöpft aus mir sein Leben und sinkt in mich zurück, alt und schwach, wie in die Arme seines Schöpfers. Dadurch vollendet es den irdischen Kreislauf. Kraftlos weilt es dahin und wird erst wieder kraftvoll, wenn es mir gleich geworden ist, mir, der Allmutter Erde. Auch du, o, Wanderer, steigst aus meinem Schoß zum Licht empor. Sei weise und nütze deine kurze Lebenszeit.“

Wende in den Himmel, wie ich, und öffne dein Ohr der Stimme des Höchsten. Er spricht zu dir durch die grüne Saat, den blauen Himmel und durch mich, die Erde. Blühe und trage Frucht nach dem Willen des Höchsten, dann sinke lebenssatt in meine Arme zurück, aus denen du gekommen bist.“

Ich blinke tief ergriffen in das Auge der heiligen Erde. Geseignet sind diejenigen, denen es vergönnt ist, in enger Gemeinschaft mit ihr zu leben. Sie schenkt ihnen von ihrer Kraft und verhilft ihnen zu einem reichen und glücklichen Dasein und einem seligen Sterben.

## Allerlei Heiteres

### Bisffig

„Wie konnten Sie sich unterstehen, dem Mann zu sagen, ich sei ein Trottel?“

„Entschuldigen Sie, aber ich wußte ja nicht, daß das ein Geheimnis ist.“

### „Hellscher.“

Hellscher: „... und Sie, junger Mann, wollen meine Tochter heiraten? hm — da möchte ich doch vor allem wissen, wie Sie sich Ihre Zukunft denken?“ („Lise.“)

### Entgleisung.

Als Lilli den fremden Onkel sah, schrie sie: „I, bist du aber häßlich!“

Mama geriet in tödliche Verlegenheit: „Aber Lilli, wie kannst du so was sagen!“ rief sie. „Sofort bitte ich den Onkel um Verzeihung!“

„Entschuldige, Onkel,“ sagte Lilli gehorsam. Und fügte aus eigenem hinzu: „Ich hab' es ja nur aus Spaß gesagt!“

„Es wäre ein besserer Spaß gewesen,“ schloß die Mutter den unliebsamen Zwischenfall ab, „wenn du gesagt hättest: Ah, bist du aber hübsch!“

### Richtig.

Lehrer: „Wenn ein Mädchen zum Reinigen eines Zimmers zwei Stunden braucht, wie viel Zeit brauchen dann zwei Mädchen?“

Max: „Vier Stunden!“

(„Weite Welt.“)

## Rätsellecke

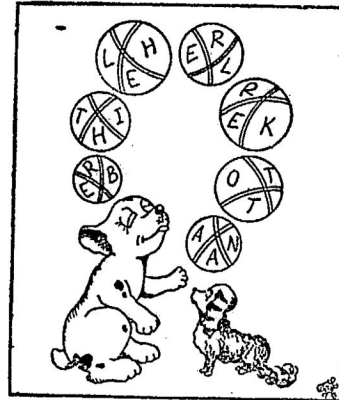
### Silben-Rätsel.

Aus den 37 Silben:

a a a bus con do eg gen gie horn kart kra le lep ma ment na nek nin po po put ra re rew rin rung sa sche sin te tem ter ti ve wis

sind 12 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden: 1. Amerikanischer Freistaat. 2. Kleine witzige Geschichte. 3. Holländisches Seebad. 4. Berg in den Schweizer Alpen. 5. Stadt in Syrien. 6. Nebenfluß des Bug. 7. Klassenarbeit. 8. Staatsleitung. 9. Religiöse Handlung. 10. Flecken auf Rügen. 11. Berühmter Geigenbauer. 12. Protestantischer Geistlicher und Liederdichter. Wurden die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn ein Zitat von Cicero.

### Ball-Rätsel.



Auf jedem der nicht gleichgroßen Bälle, vom größten bis zum kleinsten, befindet sich ein Wort mit fünf Buchstaben in folgender Bedeutung: 1. Handwerkszeug. 2. Teil des Hauses. 3. Erzeugnis der Bäckerei. 4. Nebenfluß der Weser. 5. Möbelstück. 6. Stadt in Hessen. 7. Inneres Körperorgan. Die nicht sichtbaren Buchstaben ergeben, der Größe der einzelnen Bälle nach, hintereinander gelesen, eine höhere Lehranstalt.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

#### Silbenrätsel

1. Deserteur, 2. Edison, 3. Reeder, 4. Anleihe, 5. Refraktor, 6. Methode, 7. Ukraine, 8. Lamburin, 9. Fallschirm, 10. Elefant, 11. Hafschi, 12. Leitmeritz, 13. Titania, 14. Violine, 15. Inflation, 16. Euler, 17. Lessing. — Der Armut fehlt vieles, der Habgucht alles.

Einsch-Aufgabe: Schau Spiel Plan Stat Tisch Gast Streit Arg! Stieb Mund Raub Tier Mord Sat Kraft. —

Kreuzwort-Rätsel: a): Von links nach rechts und b): Von oben nach unten: 1. Nawa, 2. Elen, 3. Weinstube, 4. Anna, 5a. Nara, 5b. Uta, 6. Sturzpflug, 7. Rabe, 8. Ures, 9. Star, 10. Ures, 11. Uffe, 12. Fuge, 13. Eger.